

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 33

Artikel: Der goldene Hof am Wendelsee
Autor: Beaujon, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Rückfuß, so daß ich mich neben ihn setzen konnte, wegen der Unterhaltung. In den Bergen bei Tulare hatte er Herden, die von Berglöwen heimgesucht wurden. Diesen wollte er mit seiner Waffe auf den Leib rücken. Er war Farmer, hatte aber viele geistige Interessen und fand für diese offenbar nicht viel Verständnis bei seinen Bekannten. In jüngern Jahren Prediger einer Sekte, vertiefte er sich jetzt mehr in die Naturwissenschaften, hauptsächlich Geologie.

Die amerikanischen Universitäten, erklärte er mir, seien die Zielscheibe des europäischen Spottes. Dieses stimmt ja nicht; aber, wie mancher Autodidakt und Dilettant, war er schlecht zu sprechen auf die offiziellen Vertreter und Stätten der Gelehrsamkeit, und ich konnte mir gut vorstellen, daß ein Geologe seine Ideen über die Entstehung und Entwicklung des Weltalls belächelt haben würde. Mir traute er mehr Verständnis zu; er habe gleich gemerkt, daß er es mit einer gebildeten Europäerin zu tun habe, nicht mit dem Produkt einer amerikanischen Universität. Natürlich wußte dieser Mann den Unterschied von Swiß und Swedisch! Um 10 Uhr erreichten wir unter so gebildeten Gesprächen Tulare.

Meine anfängliche Schüchternheit hatte ich inzwischen verloren und maß mit spekulativen Blicken jedes sich nähernde Auto. Der Ford dort, Modell 1928, kam wohl kaum in Frage. Er gehörte offenbar einem Mann, der die gereinigten Kleider aus der chemischen Fabrik zu vertragen hatte. Ein Anzug am Bügel hing ja hinten im Wagen. Doch siehe da: er hielt und ich sah auch schon drin, und im 80 Kilometer-Tempo wurden die 170 Kilometer bis Merced zurückgelegt. Er war Heilsarmee-Offizier, reiste in Zivil an eine Beerdigung. Den guten schwarzen Anzug hatte er am Bügel hängen, weil er so weniger zerknittert werde als im Köfferchen. Immer praktisch! Auch er erzählte mir ungefragt seine Lebensgeschichte und Familien- und Anstellungsverhältnisse. In der Beziehung fand ich die Amerikaner äußerst offenerzig. — Es wurde wieder sehr heiß. Ich mußte nur staunen, wie energisch und sicher der Mann drauf los fuhr, trotzdem er seit morgens 2 Uhr von Los Angeles unterwegs war. Die Straße war schnurgerade und sehr gut, wenn auch der Asphalt vor Hitze glänzte. Sie führte durch wohlhabende Ortschaften, durch eine fruchtbare Gegend, an Getreidefeldern und Obstplantagen vorbei, wo gerade Ernte war. In einer Konservenfabrik wurde mit Hochdruck gearbeitet und der Duft der frisch gekochten Aprikosen strömte aus allen Fenstern. Wir fuhren an Arbeitslosen vorbei, die gerne mitgefahren wären. Eine Menge Mexikaner war unterwegs. Diese gelb-braunen Menschen mit den ausdruckslosen Gesichtern unter den breitrandigen Hüten kommen im Frühjahr von Mexiko und suchen Arbeit auf den Farmen. In Südkalifornien fangen sie an und arbeiten sich durch von einem Erntefeld zum andern immer weiter nach Norden. Ihre Familien nehmen sie überall hin mit. An was für alten, baufälligen Karren sind wir da vorbeigekommen, welche die Benennung Auto nicht mehr verdienen. Am Steuer der Vater, neben ihm die Mutter, die beiden Jüngsten auf dem Schoß; hinten bunt durcheinander die größern Kinder und der gesamte „Hausrat“: Kissen, Matratzen, Wäsche, Körbe mit Geschirr. Alles erinnerte stark an unsere Kesselfluder. Die Mexikaner sind sehr anspruchslos; sie arbeiten für weniger Lohn als die Weißen, vertragen die Hitze gut bei der Feldarbeit und glauben nicht an den Achtstundentag.

In Merced hummelte ich ein Stündchen in der Stadt herum. In dieser Gemüse- und Obstgegend war alles so furchtbar billig, daß ich im Gedanken an die Preise im Nationalpark mich mit Lebensmitteln versah. Hier zweigt die Straße nach Nordosten ab zum Yosemite. Doch sobald ich mich vom Highway 99 abgewandt, fing es mit der Beförderung ganz ernstlich an zu happern. Viele Auto sausten vorbei, alle mit dem gleichen Reiseziel, nach Yosemite, dem „Spielplatz der Nation“; alle in großer Eile, um sich mög-

lichst noch vor der Dunkelheit häuslich einzurichten auf dem Lagerplatz, alle gleich voll bepackt mit Menschen, Zelten, Kissen, Decken, Kisten; wo am Wagen etwas angebunden oder hingehängt werden konnte, hing aber auch irgend ein Gegenstand. Auf dem Dach des Autos, flach ausgebreitet liegen eine oder mehrere Matratzen, bedeckt mit einer Zeltbahn, deren Enden lustig im Winde flattern. Hinten am Wagen eine Kiste mit Freisage, auf der ein Petroherd thront. Die beiden Trittbretter mit Suitcases besetzt. Nirgends ein noch so bescheidenes Plätzchen für die arme, kleine Fremde, die einsam und alleine mit dem Gemüsepaket unterm Arm und dem vollgestopften Rucksack dahinschreitet. Einmal nahm mich ein Arbeiter, der in die Plantagen der Del Monte Konservenfabrik zum Pfirsichpflücken ging, ein Stück weit mit. Dann wanderte ich wieder in der Hitze auf der geraden Straße; die gelben, ausgetrockneten Wiesen zu beiden Seiten boten einen trostlosen Anblick. Ich versuchte auszurechnen, wie weit es wohl bis zur nächsten Benzinstation sei, die mir Unterkunft für die Nacht gewähren würde. Nicht alle Benzinstationen sind für Beherbergung von Touristen eingerichtet. Und im Park wartete vielleicht jetzt schon meine unbekannte Gefährtin aus San Francisco auf mich. Da, es naht wieder ein Auto. Wer wagt gewinnt. Was ich bis jetzt noch nie getan, tue ich jetzt: rasch wende ich mich um und gebe ein Zeichen, und schon hält der Wagen neben mir. Ein einziger Mann mittleren Alters sitzt in dem ziemlich neuen Essex und freut sich offenbar, Gesellschaft zu bekommen für den Rest der Reise. Er fährt in den Park, wo auch ich hin will. Halleluja! Die letzten hundert Kilometer der Reise verliefen sehr angenehm. Mein Gefährte war Straßenarbeiter im Park und war auf der Rückkehr dahin von seinem Urlaub in Sacramento, wo er sich gerade das Auto gekauft hatte. Je näher wir dem Park kamen, umso schöner und kühler wurde es. Bergauf, bergab, durch Wälder, dann an einem rauschenden Fluß entlang, steile Felswände auf beiden Seiten. Die Luft war frisch und würzig, da wir uns bald auf 1000 Meter Höhe befanden. Ein natürliches Tor von zwei haushohen Felsblöden bildet den Eingang zum Nationalpark. Um 6 Uhr abends des zweiten Wandertages war ich an meinem Reiseziel: Zelt 215, Camp. 16. Die ganze Reise war mich auf 2.46 Dollar gekommen! Der Autobesitzer verabredete noch ein Rendez-vous, das ich ihm natürlich nicht abschlagen konnte: am Freitag abend bei der Bärenfütterung. Für meine Freundin werde er noch einen Herrn mitbringen. Der gute Mann hatte nicht daran gedacht, daß bei jeder Bärenfütterung etwa sechshundert Personen zugegen sind, ferner: daß wohl der Platz, auf dem die Bären wie auf einer Bühne erscheinen, hell beleuchtet wird, aber der „Zuschauer-raum“ in Dunkel gehüllt ist. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

L. G. L.

Der goldene Hof am Wendelsee.

(Durch das Gürbetal nach Spiez.)

Von Ch. Beaujon.

Auf leisen Sohlen, was bei Schwergemagelten Bergschuhen immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist, sind wir die Treppen hinuntergeschlichen in den kühlen, klaren Morgen hinaus, und sind in das liebliche Gürbetal hinauf in die Ferien, in die Freiheit gefahren! Alte Bekannte guden zum Wagenfenster hinein: Schloß Rümli, Burgistein, Gurnigel, Stockhorn, der blaue Himmel, und dort steht im hellen Sonnenschein schon das Thuner Schloß, das einst unsern Herzogen von Zähringen gehörte. Ein herziges Miniaturdampfschiff führt uns am Kleinsthäuschen und an der Schadau vorbei in den grünlichimmernden, leichtbewegten See hinaus. Schon liegt Scherzigen weit hinter uns, das nicht nur im 11. und 12. Jahrhundert ein berühmter Wallfahrtsort war; vor einigen Jahren, als der

Kanal sich noch nicht bis zum neuen Bahnhof hineingefressen hatte, sah es an schönen Tagen wohl tausende von Willigern, die aus den Eisenbahnwagen herausquollen, um im



Schloß Spiez.

Sturmschritt einen Platz auf dem Thunerseedampfer zu erkämpfen. Dort links steht hinter einem kunstvollen, schmiedeeisernen Gartenzaun das Wächterhaus, das man die Chartreuse nennt, weil es im 15. Jahrhundert Eigentum der Kartäusermönche von Thorberg war. Im Wächterhaus pflegte einst Heinrich von Strättlingen, dessen Stammschloß in der Nähe der Randeremündung stolz und weit über das reich gesegnete Land schaute, der holden Kunst des Minnelanges.

Auf dem Schiff hat es auch eine Fremde, die — oh ja! — die Jungfrau ganz nett findet, die auch den Rüstschwur im Parlamentsgebäude als ganz hübsch einschätzt, die sich auf der Tellsplatte, beim Bärengraben und vor dem Weltpostdenkmal hat abknipfen lassen — und die jetzt mit rotem Kamm die goldenen Dauerwellen wieder zurechtlegt, die der Seewind arg zerzaust hat. Am Ufer glüht der Feuerbusch, die Silbertanne blaut und im Sonnenstrahl leuchtet eine Blutbuche auf. Die steilen Hügelhänge hinauf kriechen Tannenwälder, und dort, wo sie den Schnauf verloren haben, hoch oben, klebt Kurhaus Haltenegg. Mit 18 Kilometern Stundengeschwindigkeit fährt das Motorschiff an Silterfingen vorbei und wendet bei Oberhofen den Kiel gen Spiez. Dort in einem schönen Park mit alten Kastanienbäumen und einer eigenartigen Araukaria, an deren Nester Blattpflanzen aus Java und Mexiko hängen, das Schloß, in alten Sagen der „Goldene Hof am Wendelsee“ genannt. Vierzig Meter hoch ragt der aus dem 10. Jahrhundert stammende Wehrturm empor, in dessen ungeschlachten Cyclopmauern ein schwarziges Verlies sich birgt. In früheren Zeiten hatte dieser Turm einen Zugang, der nur auf einer hohen Leiter erreichbar war. In der Rüststube des Schlosses, wo ehemals Rüstungen, Hellebarden und Langspieße blinkten, steht jetzt ein Spinnrad und ein Billard. Eine reichgeschnitzte Türe soll aus dem 17. Jahrhundert stammen,

und ein älteres Bild zeigt Wilhelm Tell in phantastischem Kostüm in einem fabelhaften Sprung auf die Tellsplatte. In einem andern Zimmer steht ein rundgemauertes Kachelofen aus dem Jahre 1598, und von einem Erker hat man einen herrlichen Ausblick auf den Garten und auf den See, der nun still geworden ist und in seinem tiefen Blau die weißen Wolken spiegelt, die eine leichte Bise nach Süden treibt. Die Küche, die noch vor 60 Jahren benützt wurde, ist ein düsterer Raum, während in das Dienstzimmer nebenan hell und warm die Sonne scheint. Im Rittersaal stehen grüne Polsterbänke an den geschnitzten Täferwänden, und auf dem Tisch steht eine Statue Adrians von Bubenberg, dem im Mai 1476 eine Abordnung der Republik Bern im Schloß Spiez — seinem Lieblingsaufenthalt — zum Feldzug gegen Murten überreden konnte. Ein Kamin ist mit den Wappen der von Erlach und der von Grafenried geschmückt, und in einer Ecke am Fenster steht ein Relief der ganzen Schloßanlage. Das Relief ist das Werk des jetzigen Schloßverwalters, der 500 Arbeitsstunden daran verwendet und nach den Plänen des Berner Architekten Zindermühle ein übersichtliches, wertvolles Bild des Schlosses geschaffen hat. Die Bibliothek ist, was man eine gemütliche Bude nennt, und viele Bücher tragen auf dem Innendeckel das Exlibris der von Erlach: das Wappen mit dem weißen Pfahl und schwarzen Sparren im roten Feld. Im Wohnzimmer steht einsam eine Stabell, in den Gängen hängen alte Porträts und Hirschgeweihe an den weißgetünchten Wänden. Die ehemalige Schloßkirche, die wie der Wehrturm aus dem 10. Jahrhundert stammte, ist mit dem Städtchen Spiez im 17. Jahrhundert abgebrannt. Auf ihre Grundmauern baute man die jetzt noch stehende, neue Schloßkirche auf.

Durch den weiten Park führt ein Fußpfad an hohen Tannen, an zartgezeichnetem Farnkraut über ein hölzernes Brücklein zum See hinunter. An der Nordwestseite des Schlosses sieht man noch deutlich den Wassergraben. Ein von Efeu überwuchertes eisernes Gartentürchen steht halbangelehnt im Dämmer eines blühenden Hollunderbusches — es hat seinen Dienst getan, seitdem der „Goldene Hof am Wendelsee“ in öffentlichen Besitz übergegangen ist.

Wir verabschieden uns von der freundlichen Verwalterin, die uns durch die stillen Säle und Zimmer geführt hat, und wandern an der großen Schloßscheune und dem Bäckerhaus vorbei in das noch fremdenleere Spiez hinein. Lustig flattern die Fahnen auf den Hotels und winken uns noch lange zu, wie wir Richtung Wimmis auf den rollenden Rädern der Eisenbahn uns davon machen.

Es ist jeder Mensch eine Welt für sich.

Es ist jeder Mensch eine Welt für sich. Der heranwachsende Mensch löst sich los und muß sich loslösen von seinen Eltern nach den Gesetzen der Natur, um sich nach den Anlagen seines Wesens zu bilden und zu formen. Diese Anlagen sind ihm geworden und zugeflossen aus den ewigen Geheimnistiefen des Lebens: es ist Zufall, wenn diese Anlagen ähnlich sind und dem Nährboden gleichen, dem der Mensch entsprossen. Ein Kind kann so verschieden sein von seinen Eltern, daß es ihnen nicht nur äußerlich unähnlich ist, sondern auch seelisch und geistig. Vielleicht blühen in ihm die Wesenkräfte ferner unbekannter Ahnen neu empor. Daraus aber, daß die Art sich wandelt und sich nach den schwankenden Werturteilen der verschiedenen Zeiten, Länder und Völker erhöht oder erniedrigt, daraus ist weder den Eltern noch dem Kinde ein Vorwurf zu machen. Das Leben entzündet sehr willkürlich seine Feuer. Wir kennen die ewig geheimnisvollen Strömungen und schicksalhaften Verbindungen nicht, die das Leben gebraucht, um Persönlichkeiten und führende Menschen zu bilden. Johanna Siebel.